

sen, auch wenn er gegenüber den Luthergegnern dauernd hervorhob, er sei nur ein Laie und könne das nicht beurteilen. Indem er „Luther nicht entgegentrat, indem er ihn handeln ließ und indem er tat, was irgend in seiner Macht stand, um schlimme Folgen klug zu verhindern, half er, der Reformation den Weg zu bereiten“ (396). Es gelang ihm, alle Maßnahmen gegen Luther zu unterlaufen, obwohl Luther es ihm dabei nicht leicht machte. In Rom galt der Kurfürst schließlich gar als „inimicus religionis“, freilich erst nach der Königswahl. Auch bei dem Reichstag zu Worms 1521 hat Friedrich sich möglichst aus allem herausgehalten. Er wußte wohl, was Kirche und Karl V. von Luther erwartete, ebenso, daß Luther nicht widerrufen würde, aber er überließ dem Reformator, ob er zum Reichstag kommen und was er dort sagen würde. Er erreichte, daß das Wormser Edikt nie für das Kurfürstentum Geltung erlangte. 1522 wurde Spalatin zum Hofprediger ernannt, damit war der Reformation auch der Hof geöffnet. 1525 gelang es, von Friedrich die Genehmigung zur Abhaltung der deutschen Messe vor ihm selbst zu erhalten. 1523 hatte er bereits das Patenamnt an dem Kind eines verheirateten Pfarrers angenommen. Das Auslaufen von Mönchen und Nonnen ließ er gewähren. Auch wenn ihm die reformatorische Bewegung über den Kopf wuchs, so nahm er an ihrem Fortschreiten, selbst über Deutschland hinaus, regen Anteil. „Der Kurfürst bemühte sich auch selbst, immer tiefer in den christlichen Glauben einzudringen“ (481). Er ließ die Reformation nicht nur gewähren, er zeigte auf vielfältige Weise, wie stark er sich mit ihr innerlich befaßte. Endlich, auf dem Sterbebett, hat er sich dann offen zur Reformation bekannt und das Altarsakrament unter beiderlei Gestalt empfangen. „Es war ein folgerichtiger Weg, den Friedrich für seine Person vom Sammeln der Ablässe und vom Anhäufen der Reliquien zum Schützen des Reformators gegangen war“ (486): Dieser Schutz ist es, der Friedrich zu einer Persönlichkeit von weltgeschichtlichem Ausmaß werden ließ, ganz abgesehen davon, daß er für sich und sein Land das „Allein aus Gnaden“ durchbuchstabiert hat. Die Autorin hat mit diesem umfangreichen Buch eine sicher für viele Jahrzehnte gültige Biographie Friedrichs geschrieben. Sie hat dabei sowohl ältere als auch die neue Literatur berücksichtigt und intensive Archivstudien betrieben. Bei Wertungen hat sie, für eine (Kirchen-)Historikerin in angemessener Weise, sich zurückgehalten. Dem Buch ist, auch zwanzig Jahre nach seinem Ersterscheinen, eine weite Verbreitung zu wünschen.

Karl-Hermann Kandler

Christian Möller, Leidenschaft für den Alltag. Impulse reformatorischer Spiritualität, Calwer Verlag, Stuttgart 2006, ISBN 978-3-7668-3933-6, 208 S., 16, 90 €.

„Nun aber ist unsere Seele matt, denn unsere Augen sehen nichts als Manna!“ – Diese Klage des Volkes Israel, aufgeschrieben 4. Mose 11, 6, das sich während der Wüstenwanderung nach dem reichhaltigen Speiseplan der

Zeit seiner ägyptischen Knechtschaft zurücksehnt, könnte einem Leser des 2006 erschienenen Buches „Leidenschaft für den Alltag“ des emeritierten Heidelberger praktischen Theologen Christian Möller entwichen sein. Freilich nur einem, der glaubte, mit diesem Buch seine Sammlung extraordinärer Beiträge zum Modethema „Spiritualität“ um ein weiteres Genreexemplar bereichert zu haben.

Matte, in sich verkrümmte Seelen sind ständig auf der Suche nach Neuem, Außergewöhnlichem, von dem sie sich Erquickung, Abwechslung im Einerlei erhoffen. Die Begeisterung für das Alltägliche ist ihnen abhanden gekommen. Will man Möllers Beschreibung reformatorischer Spiritualität im Unterschied zum modischen Spiritualitätsbegriff mit einem Gleichnis verdeutlichen, fiele mir folgendes ein:

Während die Masse sich gerade für japanische Ziergärten begeistert und sich schon abzeichnet, daß sie spätestens übermorgen auf hochalpine Steingärten umschwenkt und mancher, der sich dabei für besonders individualistisch und originell hält, Barockgärten favorisiert, steht Möller vor einer ungemähten Wiese und ist entzückt über Gräser, Wiesenschaumkraut, Butterblumen und Löwenzahn.

Möller erschließt nicht irgendwelche alte Kraftquellen, sondern zeigt, wie stets neu und aktuell geistliches Leben aus der Taufe, der Seelsorge, aus dem Reichtum der geistlichen Choräle, der Hoffnung auf das Kommen Christi, dem Heiligen Abendmahl, der Kirche als Gemeinschaft der begnadigten Sünder, dem Trost- und Hirtenamt der Kirche (das den „heilsamen Riß offen hält“) und der Diakonie ist.

Vorausgesetzt, man weiß und glaubt (!) noch, was sich hinter dem so verstaubt und „schwer vermittelbaren“ Begriff der Rechtfertigung verbirgt.

Da nämlich setzt Möller ein. Er definiert und dogmatisiert nicht, sondern wählt ein selten gelesenes, sehr frühes Lutherzitat aus dessen Römerbriefvorlesung von 1515/16. Luther veranschaulicht hier das „simul iustus et peccator“ am Bild eines Kranken, „der dem Arzt, der ihm aufs Gewisseste die Gesundheit verspricht, Glauben schenkt und in der Hoffnung auf die versprochene Genesung seinem Gebote gehorcht und sich inzwischen dessen enthält, was ihm verboten ist, daß er nicht die verheißene Gesundheit gefährde und die Krankheit steigere, bis der Arzt erfüllt, was er versprochen hat. Ist dieser Kranke nun etwa gesund? Nein, er ist krank und gesund zugleich. Krank ist er in Wirklichkeit, gesund aber kraft der gewissen Zusage des Arztes, dem er glaubt, der ihn schon gleichsam für gesund rechnet, weil er dessen gewiß ist, daß er ihn heilen wird; denn er hat schon begonnen, ihn zu heilen, und er rechnet ihm darum die Krankheit nicht zum Tode an“ (S. 13; Luther WA 56, 272, 3-21).

Daß Möller dieses seelsorgliche Zitat wählt, um daran doch nichts anderes zu veranschaulichen als das, was üblicherweise das „forensische Rechtfertigungsverständnis“ genannt wird, ist heilsam, weil es, anders als das sonst in diesem Zusammenhang verwendete juristische Vokabular den Sünder als Kran-

ken und nicht als unmoralischen Verbrecher vor Augen malt. Daran entwickelt er seine Impulse unter den Stichworten „Gelassenheit“ und „Trost“, ohne jedoch antinomistisch „billige Gnade“ oder populistisch „positives Denken“ zu predigen.

Zwar hütet sich Möller, ausdrücklich die vielgerühmte Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung als unlutherisch oder gar als mit dem lutherischen Bekenntnis nicht vereinbar zu bezeichnen, kommt aber unausgesprochen durch seinen geschickt eingetragenen Vergleich zwischen seinem reformatorischen Rechtfertigungsverständnis und diversen Belegen aus römisch-katholischen Dokumenten zu genau diesem Ergebnis. „Was heißt es“, fragt Möller, „daß ein Christ immer im Werden ist, wenn er doch nach römisch-katholischem Eindruck auf der Stelle tritt und niemals zum Voranschreiten in der Heiligung kommt?“ (S. 13)

Auch Möllers Spezialdisziplin, der Gemeindeaufbau, wird in den Rahmen reformatorischer Spiritualität als Begeisterung für das Alltägliche eingeordnet.

Bezeichnenderweise unter der Überschrift „Wie Jesus seine Gemeinde baut – mit, gegen und ohne Petrus“. Leichte konfessionell-kontrovertheologische Nebentöne sind unüberhörbar, aber doch nur, insofern die von Möller ganz bewußt gewählte Person des heiligen Petrus ansonsten nicht als die verstanden würde, als die Möller sie vorstellt: Als Exempel für den „homo simul iustus et peccator“, den Menschen, der Sünder und Gerechter zugleich ist, den von Christus begnadigten Sünder in der Gemeinde begnadigter Sünder, den von Gott erwählten Versager mit dem Weide- und Stärkungsauftrag, den erfahrenen Sünder, der er sein mußte, um die Größe der Gnade Gottes ebenso erfahren zu können.

Die so „petrinisch“ verstandene und auf diesen Felsen gegründete Kirche nimmt Möller gegen zahlreiche moderne Mißverständnisse und Abwegigkeiten in Schutz: Beispielsweise gegen das Mißverständnis, Gemeindeaufbau sei unter denselben Voraussetzungen und mit denselben Methoden erfolgreich wie bei einer Behörde oder einem Unternehmen. Mit dem Hinweis auf die davidische Volkszählung (2 Sam 24; David sei vom „Zählteufel und Machtdämon“ ergriffen; S. 183) beleuchtet Möller kirchliches Statistikwesen, das Prognostizieren, Rechnen und Kalkulieren und daraus resultierende ängstliche und hektische Tun und Machen. Dieses „Tun und Machen“ erschöpft sich nicht nur im Ausprobieren immer neuer Methoden, Strukturreformen und Strategien, sondern führt auch zur Auflösung traditioneller Strukturen wie etwa der Parochie, die Möller als „Kirche in der Nachbarschaft“ und als unabdingbaren Ausgangspunkt von Mission versteht. „Eine Kirche, die an dieser elementaren Stelle des Lebens“, wo nämlich „der zähe Kleinkrieg des Alltags bestanden werden muß“, „bei den Menschen am Ort bleibt, gibt dem Glauben eine alltägliche, nachbarschaftliche Gestalt“ (S.209). Und das ist unüberbietbar missionarisch!

Man muß schon mit Blindheit geschlagen sein, wenn man Möllers 2006 veröffentlichte Betrachtungen nicht in einen aktuellen Zusammenhang mit dem

Versuch bringt, durch immer neue, immer flächenumspannendere Fusionen zu „Nordkirchen“ und anderen anonymen, gesichts- und geschichts-, profil- und konfessionslosen Kunstgebilden vor allem „Geld zu sparen“. Wenn schon nicht der „Machtdämon“, so doch ganz massiv der „Zahlenteufel“, der Pfarrstellen „wegrationalisiert“, Gemeinden schließt, Predigtorte für unwirtschaftlich erklärt, sorgt für den Rückzug der Kirche nicht nur aus der Fläche, sondern auch aus dem Alltag und dem Leben der Menschen. Das Gegenbild dazu ist der „Pfarrer von Seyda“, der es mir angetan hat (S. 184). Der sitzt werktags um 7 Uhr in seiner Dorfkirche, „um dort seine Andacht zu halten. Aber es kommen immer wieder Leute dazu. Und anschließend bleibt das Gotteshaus auf. Im vergangenen Jahr gab es dort 101 Kircheneintritte.“

Vor allem, füge ich hinzu: Der säße da auch heute noch, wenn es diese 101 Kircheneintritte nicht gegeben hätte. Und zwar nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus der Erkenntnis heraus, die die von Möller oft und gern und zu Recht zitierte Tatjana Goritschewa so beschreibt: „Zu der gefesselten, unbeweglichen und auf die Welt nicht reagierenden Kirche in Rußland streben heute, ohne jede Reklame oder Apologetik, fortwährend die Besten im Lande. Die Kirche im Westen aber verliert, ungeachtet ihrer riesigen Anstrengungen, mit der Zeit Schritt zu halten, immer mehr Leute. Als ob der Geist und die Kraft hier verfliegen wären“ (S. 191).

Christian Möller ist Schlesier, aufgewachsen in Görlitz. Seyda liegt übrigens zwischen Jüterbog und Wittenberg. Wen wundert's? Ex oriente lux!

Gert Kelter

Karin Löber, Armin Zielke (Hg.), Diakonie – was ist das? Diakonie als Wesens- und Lebensäußerung der Kirche, Oberurseler Hefte, Heft 41, Oberursel 2003, 80 S., 4,80 €.

Am 28. März 2003 fand im Rahmen der 13. Jahrestagung des Diakonischen Werkes der SELK im Baunatal-Niedenstein eine Fachtagung zum diakonischen Auftrag der Kirche(n) und Gemeinden statt. Die dort gehaltenen drei Vorträge sind zusammen mit einem Geleitwort zum Thema Diakonie und einer Zusammenfassung des Podiumsgesprächs, das sich den Vorträgen anschloß, als Heft 41 der „Oberurseler Hefte“ veröffentlicht worden.

Das Heft steht unter dem Titel „Diakonie – was ist das?“

Eine solche Titelformulierung will neugierig machen. Sie deutet zudem an, daß hier Information und Interpretationen angeboten werden. Diese Darstellungen und Erläuterungen liefern nicht nur Antworten auf die Titelfrage, sondern darüber hinaus verhelfen sie zu eigener Meinungsbildung. Und noch einmal darüber hinaus möchten sie anregen und einführen in die Teilnahme an Diakonie. Damit ist ein weites Feld eröffnet. Es geht um die Hintergründe und Motive der Diakonie, also um den Auftrag Gottes in Jesus Christus zum Dienst in und an der Welt, damit auch um die Welt, der dieser Dienst gilt, und nicht zuletzt um diejenigen, die solchen Dienst tun.